

ANGIE SAGE



FALKENREITER

FLUCHT AUS LUMA



Angie Sage

FALKENREITER

FLUCHT AUS LUMA

Roman

Aus dem Englischen von
Maren Illinger

SCHNEIDERBUCH

Bisher erschienen:
Maximilian Flügelschlag

Deutsche Erstausgabe
© 2021 Schneiderbuch in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg
Alle Rechte für die deutschsprachige Ausgabe vorbehalten

© 2020 by Angie Sage
Originaltitel: »Enchanter's Child, Book One: Twilight Hauntings«
Erschienen bei Katherine Tegen Books,
an imprint of HarperCollins Publishers, New York
Vignetten von Melanie Korte
Covergestaltung: Melanie Grunge
Coverabbildung: Grunge Frame, Wind, Falke / shutterstock
E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck
ISBN E-Book 9783505144387

www.schneiderbuch.de
Facebook: facebook.de/schneiderbuch
Instagram: @schneiderbuchverlag

*Für Hannah-Grace Strover,
in Liebe*



Prolog

Es ist fünf Minuten vor Mitternacht. Der letzte Zug aus der Festungsstadt Rekadom ist zum Bersten voll mit Magiern, Beschwörern, Blendern und deren Familien, und noch immer versuchen die Leute verzweifelt, sich in einen der überfüllten Waggons zu quetschen.

Mitten im Gewimmel am Bahnsteig steht der Magier des Königs, Hagos RavenStarr. Er trägt seine kleine Tochter auf dem Arm, und auch er und seine Frau Pearl versuchen, in den Zug zu kommen. Sie haben es fast geschafft, als der Ruf eines Torwächters über den Bahnsteig hallt: »Hagos RavenStarr! Pearl RavenStarr! Halt! Auf Befehl von König Belamus dem Großen!«

Schweigen legt sich über die Menge. Hastig zieht Hagos ein kleines blaues Etui hervor, dessen Inhalt er um jeden Preis vor den Häschern des Königs bewahren muss. Er schiebt es tief in die Wolljacke seiner kleinen Tochter und flüstert ihr zu: »Papa wird dich finden, mein Schatz. Versprochen.« Dann sagt er zu seiner Frau: »Wir müssen sie jemandem im Zug geben. Es ist besser so.«

Pearl weiß, dass er recht hat. Die letzte Nacht, die sie vor Kälte zitternd in einem dunklen Kerker voller Ratten verbracht haben, hat ihrer Tochter schon genug Angst gemacht. Das will sie ihr nicht noch einmal antun.

Als zwei Wachen nach Hagos greifen, hält er seine Tochter weit von sich. Sie schreit das einzige Wort, das sie kann, »Papa!«, doch sie sieht nur, wie die Hände ihres Vaters sie regelrecht von sich werfen, während ihre Mutter sie von hinten nimmt und an ein offenes Zugfenster hebt, aus dem sich eine Frau mit zwei kleinen Mädchen beugt.

Mit tränenüberströmtem Gesicht drückt Pearl der Frau ihre Tochter in die Arme und ruft in ihrer Sprache aus dem Land hinter den Blauen Bergen: »Haah-leks! Haah-leks!« Das heißt: »Nimm sie! Nimm sie!«

Die Frau starrt das brüllende Bündel entsetzt an. »Nein!«, schreit sie. »Nein!« Doch da wird Pearl schon von den Wachen weggezerrt.

Die Lokomotive pfeift, der Waggon verschwindet im rußigen Qualm, und Abschiedsrufe schallen durch die Luft. Während Hagos und Pearl durch die eisernen Tore zurück in die Stadt gezerrt werden, setzt sich der letzte Zug von Rekadom in Bewegung. Ihre kleine Tochter brüllt vor Verzweiflung und beißt in den Arm, der sie hält.

Kein guter Anfang.

Zehn Jahre später



1. Kapitel

Die Karten

»Ein Monster«, sagte Alex, während ihre Finger wie die Flügel eines Vogels über das schimmernde Sechseck flatterten, das vor ihr auf dem staubigen Boden lag. Alex – mager und klein für ihr Alter, mit dunkel blitzenden Augen und einer Menge dichter, schwarzer Locken, die von einem grünen Stoffband zusammengehalten wurden – kauerte neben der niedrigen Mauer, die den Marktplatz der Klippenstadt Luma umgab. Sie war gut versteckt hinter dem Stand einer Gewürzhändlerin, einer dicken Frau in leuchtend gelber Jacke und weitem, fliederfarbenem Rock.

Freundlicherweise warnte sie Alex jedes Mal vor den Schildwachen, wenn diese sich näherten. Zum Dank legte Alex ihr manchmal die Karten, deren Vorhersagen unheimlich genau waren.

Neben Alex kniete ein Junge mit kurzen, braunen Haaren. Fasziniert starrte er das Sechseck an – so etwas hatte er noch nie gesehen. »Warum sagst du *Monster?*«, fragte er vorwurfsvoll. Er kam sich etwas betrogen vor.

Alex zuckte mit den Schultern, schnippte mit den Fingern, und das Schimmern erlosch. Das große Sechseck verschwand und hinterließ sieben winzige Sechsecke, die gerade so groß waren, dass sie in ihre Hand passten. Sie lagen im Staub, oblatendünne Plättchen aus magischem Perlmutter, von denen jedes in einer anderen Farbe glänzte, die über ihre Oberfläche waberte wie Öl auf Wasser. Alex klaubte sie auf und schob sie zu einem flachen Stapel zusammen. »Ich habe etwas Riesengroßes gesehen – bestimmt ein Monster. Es war in einer Höhle, mit Menschen. Wahrscheinlich wollte es sie fressen.«

»*Fressen?*« Der Junge sah sie entsetzt an.

Alex zuckte mit den Schultern. »Warum sollte ein Monster sonst Menschen in seine Höhle bringen?«

Der Junge atmete auf. »Du hast also nicht *gesehen*, dass das Monster die Menschen gefressen hat?«

Alex schüttelte den Kopf. »Nein, hab ich nicht. Und jetzt muss ich los. Bin spät dran.«

Der Junge hob eine Hand. »Kannst du es noch mal versuchen? Bitte. Nur noch einmal«, bat er und wollte Alex einen weiteren Silberpfennig zustecken.

Alex schob die Münze weg. »Es wird nichts ändern«, sagte sie. »Das tut es nie.«

»Bitte!«, flehte der Junge. »Es ist wichtig. *Bitte.*«

Alex seufzte. »Na schön, aber du musst dich konzentrieren. Denk an deine Frage und sonst nichts.«

»Mach ich. Versprochen.« Der Junge legte sich die Hände an die Schläfen und drückte dagegen, als könnte er so seine Gedanken sammeln.

Flink legte Alex sechs Sechsecke zu einem Kreis, so, dass sie einander berührten. In die Mitte des Kreises legte sie das letzte, in dem, wie der Junge bemerkte, die Ziffer sieben zu schwimmen schien. Wieder ließ sie die Finger darüber flattern, und der Junge sah gebannt zu, wie die Ränder der kleinen Plättchen verschwanden und zu einem großen, glänzenden Sechseck wurden, über dessen Oberfläche regenbogenbunte Farben flirrten.

Alex begann, ihren Zeigefinger zu drehen, und die Farben folgten ihrer Fingerspitze und wirbelten herum wie eine Spirale. In der Mitte des Strudels tauchte ein dunkler Fleck auf, der rasch größer wurde, er sah aus wie eine sich weitende Pupille in einer bunten Iris. Alex hörte auf zu rühren und stützte die Hände auf den Boden. Es half ihr, das Gefühl abzuschwächen, in einen Abgrund zu stürzen – ein Gefühl, das sie immer überkam, wenn sie in die Dunkelheit in der Mitte des Kreises blickte.

Der Junge beobachtete sie genau, die Hände noch immer an die Schläfen gepresst, und hielt vor Konzentration den Atem an. »Was siehst du?«, fragte er.

»Dasselbe wie eben. Eine Art ... Monster.«

»Was für eins?«, fragte der Junge. Er beugte sich vor und blickte in die Karten, um es mit eigenen Augen zu sehen. Doch er sah nichts als die sanft kreiselnde Spirale mit dem dunklen Punkt in der Mitte, und Enttäuschung stieg in ihm auf. »Das ist doch nur ein Trick«, sagte er verärgert. »Irgendwie bringst du die Farben dazu, sich zu bewegen, und dann tust du so, als würdest du etwas darin sehen.«

»Wenn du das glaubst, dann verzieh dich«, zischte Alex. »Ich lege meine Karten nicht für Leute, die mich eine Trickserin nennen.«

Der Junge rührte sich nicht. Er blieb auf den Knien und starrte weiter in den Farbenwirbel. »Tut mir leid«, murmelte er. »War nicht so gemeint. Bitte sag mir, was du gesehen hast.«

Alex seufzte. Sie konnte seine Reaktion ja verstehen. Sie wäre auch besorgt und verärgert, wenn sie nach ihrem Bruder gefragt und nur das Wort »Monster« zur Antwort bekommen hätte. Rasch warf sie einen Blick über die Mauer und hielt nach den auffälligen orangefarbenen Umhängen der Schildwachen Ausschau. Es war früher Abend, und das Markttreiben legte sich, sodass ihr nun weniger Menschen Deckung verschafften. Mit voller Konzentration starrte sie noch einmal in die schwarze Tiefe. »Das Monster ist kalt. Es rührt sich nicht. Seine Gelenke tun weh. Sein Herz steht still.«

»Oh.« Der Junge klang enttäuscht. »Wird das so bleiben? Kannst du sehen, ob es immer kalt sein wird? Werden seine Gelenke immer wehtun? Wird sein Herz immer stillstehen? Kannst du es mir sagen? *Bitte?*«

Alex schaute nicht gern in die Zukunft, doch die Hartnäckigkeit des Jungen weckte ihre Neugier. Wieder stützte sie die Hände zu beiden Seiten des Sechsecks auf den Boden, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und blickte so tief in die Dunkelheit, dass ihr schwindlig wurde. »Feuer. Es frisst Feuer. Sein Herz schlägt. Ich fühle es.« Sie ließ sich zurück auf die Fersen sinken und hatte das Gefühl, dass sich alles um sie drehte.

»Das war's«, sagte sie. »Noch mal schaue ich nicht nach.«

Der Junge strahlte. »Danke! Danke, das ist großartig! Jay – mein Bruder – wird überglücklich sein.«

Die Menschen sind schon komisch, dachte Alex. Warum ein Monster, das irgendwann Feuer fressen und zum Leben erwachen würde, besser war als ein totes Monster, war ihr

schleierhaft. Ein scharfes Zischen der Gewürzhändlerin holte sie in die Wirklichkeit zurück. »Achtung! Schildwache!«

Alex sammelte hastig ihre Karten ein und steckte sie in das kleine, sechseckige Etui, das sie unter ihre grüne Schärpe schob.

Der Junge schien nichts mitzukriegen. »Das Monster, das du gesehen hast«, sagte er, »war es ...«

»Pssst!«, machte Alex. »Wenn du noch nicht genug von Monstern hast – genau hinter dir steht eins!«

Der Junge fuhr herum, und Alex packte ihn am Arm. »Nicht umdrehen, du Trottel! Da drüben ist eine Schildwache. Hast du die Frau mit dem orangenen Umhang nicht gesehen? Weissagen ist verboten, weißt du das denn nicht?«

Die Augen des Jungen weiteten sich vor Schreck.

»Du solltest besser verschwinden«, sagte Alex.

»Nein«, erwiderte der Junge entschlossen. »Du sollst keine Schwierigkeiten kriegen, nur weil ich so viel gefragt habe. Außerdem sieht es verdächtig aus, wenn ich jetzt wegrenne, oder?«

»Na gut, dann unterhalten wir uns eben. Wie Freunde.«

Der Junge nickte und schluckte mühsam. »Also, äh ... bist du ... öfter hier?«

Alex lachte. »Wie *Freunde*, du Dummkopf. Lass mich mal machen. Hör einfach zu.« Sie redete lauter. »Ich muss bis Sonnenuntergang zu Hause sein. Ich habe versprochen, heute Abend auf Louie aufzupassen.«

»Wer ist Louie?«, fragte der Junge.

»He, wenn wir Freunde sind, solltest du das wissen. Er ist mein kleiner Bruder. Na ja, oder so ähnlich.«

»So ähnlich?«

»Pflegebruder. Er ist süß. Oh, verdammt, sie kommt rüber. Wie heißt du? Manchmal testen sie einen. Ich bin Alex.«

»Benn.«

Alex atmete auf und grinste. »Glück gehabt, Benn. Sie hat sich umgedreht. Scheint an den Würsten da drüben was auszusetzen zu haben.«

Benn stieß einen leisen Pfiff aus. »Gruselig«, sagte er dann.

»Nur, wenn wir erwischt worden wären«, entgegnete Alex. »Sind wir aber nicht.« Dann griff sie mit einem schnellen »Danke!« an die Gewürzhändlerin nach ihrem Bündel und warf es sich über die Schulter.

»He!«, rief Benn ihr nach. »Warte!« Doch Alex verschmolz mit ihrer kurzen, dunkelblauen Jacke und der ausgebleichenen, schwarzen Hose mühelos mit den Schatten.

Benn musterte die kaninchenbauartigen Gassen, die vom Marktplatz abzweigten, und fragte sich, welche Alex wohl genommen hatte und wie sie so schnell hatte verschwinden können. Er seufzte. Er war durcheinander, als stünde plötzlich alles auf dem Kopf. Nicht wegen des Monsters, das sie gesehen hatte, sondern weil er aus irgendeinem Grund *wirklich* Alex' Freund sein wollte, nicht nur ihr gespielter Freund, um die Wache zu täuschen. Doch Alex war fort, und weil er ein Händler von außerhalb war, musste er nun gehen, bevor die Tore der Stadt bei Sonnenuntergang geschlossen wurden.

Benns Hand legte sich um seine Einnahmen des Tages – ein Vermögen aus neunundvierzig Silberpfennigen (einen hatte Alex bekommen, aber der war gut angelegt) für eine Wagenladung Zitronen. Das war der Lohn für den mühsamen Weg den steilen Berg hinauf mit einem unwilligen Esel, den er am frühen Morgen zurückgelegt hatte. Er stieg über die Mauer und gab einen weiteren Silberpfennig für ein Säckchen Chiliflocken aus, als Dank an die Gewürzhändlerin, die sie gerettet hatte. »Sei vorsichtig«, sagte sie, nachdem er das Wechselgeld ausgeschlagen und

sie die Münze dankbar verstaubt hatte. »Die Wachen sehen mehr, als du denkst.«

Ihre Warnung machte ihm Angst. Er hatte nicht gewusst, dass Luma so ein gefährlicher Ort war. Er dachte an Alex, und ihm wurde klar, wie mutig sie sein musste – oder auch dumm, ganz sicher war er da nicht –, ein solches Risiko einzugehen.

Benn eilte zu seinem Wagen und seinem griesgrämigen Esel namens Howard. Er tätschelte Howard die Nase, gab ihm eine Handvoll Hafer und sprang auf den Fahrersitz. Der Hafer und die Aussicht, nach Hause zu kommen, hoben Howards Stimmung beträchtlich, und der Esel lief beinahe beschwingt über den sich leerenden Marktplatz, vorbei an einer lärmenden Musikantengruppe, die auf einer Bühne Trommeln aufstellte, zum Torhaus der Schildwachen, dem einzigen Weg in die Stadt hinein oder aus ihr hinaus.

Beim Näherkommen konnte Benn nicht anders, als am Turm hinaufzublicken. Ob eine der Wachen ihr Fernglas auf ihn gerichtet hielt? Doch der schmale Fensterspalt sah leer aus. Den Blick auf das starke Eisengitter gerichtet, das man quietschend vorschieben würde, sobald die Abendglocke ertönte, wartete Benn im Schatten des Torhauses, um seinen Händlerausweis vorzuzeigen. Sein Herz schlug schneller. Vielleicht würden sie ihm ansehen, dass er sich die Karten hatte legen lassen. Vielleicht würde er nie wieder aus dieser heißen, staubigen Stadt hinauskommen. Nie wieder.

Jetzt war er an der Reihe. Mit zitternden Fingern zeigte er seinen Ausweis vor. Die Schildwache, ein älterer Mann in orangefarbenem Umhang mit dunkelblauen Blitzen am Arm, winkte ihn durch, ohne ihn überhaupt anzusehen, und Benn und Howard waren frei. Howard verfiel in seinen zuckelnden Gang und trabte den Lumasteig hinunter – den steilen, gewundenen Pfad, der sie bis an den Fuß des Steilhangs

bringen würde, von wo aus sie auf ihren Hof weit unten im Herzen des Zitronentals zurückkehren würden. Während Howard vergnügt durch die engen Haarnadelkurven schlitterte und seine Hufe einen munteren Rhythmus klapperten, dachte Benn an Alex und ihre sonderbaren Karten. Die Karten waren echt. Und Alex war es auch.



2. Kapitel

Der Pokkel

Die versilberten Spitzdächer von Luma glänzten in den letzten Strahlen der Abendsonne, und die Gassen, die sich zwischen den Häusern hindurchwanden wie träge Schlangen, lagen bereits in Dunkelheit. Doch Alex kannte jede Ecke und jeden Winkel, und sie schoss um die scharfen Kurven, durch den Duft würziger Speisen, die fürs Abendessen auf den Feuern köchelten, und durch den Lärm der spielenden Kinder, die nach Hause gerufen wurden. Aus den Krähennestern hoch oben auf den Zinnen der höchsten Dächer erklangen die schwermütigen Töne der Flötenspieler,

die die Sonne auf ihrem Weg hinter den Horizont begleiteten. Das geschäftige Markttreiben und der Junge mit dem feuerfressenden Monster waren vergessen. Alex rannte nach Hause, zurück in die Realität – und vermutlich in Teufels Küche. Sie war viel zu spät dran. Dabei wollten ihre Pflegemutter und ihre zwei Pflegeschwestern ausgehen, und sie hatte ihnen versprochen, pünktlich zu kommen.

Jeder Laternenpfahl in Luma trug eine andere Gravur, damit sich die Menschen im Wirrwarr der Gassen besser zurechtfinden konnten, und endlich erreichte Alex die wohlbekannte Laterne, um deren Pfahl sich ein Salamander wand. Sie bog ab und rannte durch einen langen, hallenden Gang zwischen zwei hohen Gebäuden bis zu einer Tür, durch deren kreisrundes Fenster eine Lichtpfütze auf den Boden fiel. Gerade als sie die Tür erreichte – die einen Türklopfer in Form einer Elfe trug –, sprang sie auf.

Mirram D'Arbo, ihre Pflegemutter, nahm sie barsch in Empfang. »Du bist zu spät.«

Alex kam schlitternd zum Stehen und musterte das Durcheinander an Farben, das sie vor sich sah. Ihre Pflegemutter war in fließende blaue und grüne Seide gekleidet, die am Oberkörper mit silbernen Kordeln im Zickzack exakt so geschnürt war wie die billigen Würste auf dem Markt (es hieß, sie seien aus Katzenfleisch). Ganz oben auf der Wurst saß ein kleines gereiztes Gesicht mit einer Krone aus dunklen Haaren obendrauf, die mit einem Stirnband voll funkelnder Steine zurückgehalten wurden.

Bei ihrem Anblick musste Alex unwillkürlich grinsen, was Mirram glücklicherweise als Bewunderung deutete. »Entschuldige«, keuchte Alex. »Aber ich habe alles bekommen, was auf der Liste stand. Sogar die Honigrosinen.« Und bevor Mirram etwas erwidern konnte, schob sie sich an ihr vorbei in die dämmrige Stube.

Plötzlich ertönte über ihrem Kopf ein raues Krächzen: »Verflixtes Mädchen! Zu spät, immer zu spät!«

Alex hob den Blick zu den Holzbalken unter der Decke. Der Pokkel durfte im Haus frei herumfliegen, aber meistens war er in der Stube und saß auf einem der kleinen Holzpodeste, die Mirram hier und da an die Deckenbalken gehämmert hatte. Ein Rascheln verriet Alex, dass der Pokkel wirklich dort war. Sie verabscheute das Tier. Pokkel waren eine Mischung aus Papagei und Gecko – ein beliebtes Haustier in Luma, und dieser Pokkel war Mirrams ganzer Stolz. Er war etwa so groß wie eine Katze und sah aus wie ein bunt gefiederter Salamander. Er trug eine Federkrone auf dem Kopf, laut Mirram die prächtigste der ganzen Stadt, und hatte kurze Flügelstummel. Wie die meisten Pokkel besaß er die Fähigkeit, je nach Laune die Farbe zu wechseln, doch im Gegensatz zu den meisten Pokkeln war er nicht stumm. Mirrams Pokkel konnte sprechen wie ein Papagei und hatte die unheimliche Gabe, Wörter zu wiederholen, die gerade gesagt worden waren. Alex hatte keinen Zweifel daran, von wem er den letzten Satz aufgeschnappt hatte.

Mirram eilte zu der schmalen Treppe, die ins obere Stockwerk führte. »Zerra! Francina!«, rief sie. »Es ist Zeit!«

Alex hörte die Füße ihrer Pflegeschwestern die Treppe hinuntertrappeln und kam höflich aus der Küche, um sich zu verabschieden. Die Schwestern leuchteten in ihren bunten Seidengewändern, eins rot, eins gelb, auf die gleiche Weise geschnürt wie das ihrer Mutter. Francinas dünne, glatte Haare waren mit Glitzerstaub gepudert, Zerras wilde, dunkle Locken mit blauen Schleifen garniert. Mit ihren juwelenbesetzten Sandalen und den passenden rosa-glänzenden Stirnbändern erinnerten sie Alex an die Paradiesvögel, die auf den frühen Morgenwinden über den Dächern kreisten und den Sonnenaufgang mit ihrem lärmenden Krächzen begrüßten.

»Katzenwürste! Katzenwürste!«, ertönte zu Mirrams Empörung ein Schrei über ihren Köpfen. Alex musste grinsen – manchmal traf der Pokkel genau ins Schwarze.

Die Schwestern ignorierten Alex und rauschten nach draußen, wo sie stehen blieben und ungeduldig mit ihren bunt lackierten Fingernägeln gegen den Türrahmen trommelten. »Komm schon, Ma!«, rief Zerra, die Jüngere, aber – zu Francinas Ärger – Größere der beiden.

Doch Mirram war noch dabei, Alex Anweisungen zu erteilen. »Gib Louie sein Abendessen und bring ihn dann gleich ins Bett, keine Gutenachtgeschichte, er war heute sehr ungezogen. Dann fütterst du den Pokkel und backst zwei Gewürzbröte. Und feg die Teppiche, aber diesmal ordentlich, verstanden?«

Alex nickte. »Schönen Abend«, sagte sie.

»Was davon noch übrig ist«, erwiderte Mirram säuerlich, bevor sie aus dem Haus eilte.

Alex blickte den drei schimmernden Gestalten nach, bis sie das Ende des schmalen Durchgangs erreicht hatten, kurz im Licht der Laterne aufleuchteten und verschwanden. Dann schloss sie die Tür und seufzte erleichtert auf. Jetzt hatten Louie und sie das Haus ein paar Stunden für sich. Zumindest, wenn man den Pokkel nicht mitzählte.



3. Kapitel

Die Anzeige

Alex' Pflegeschwestern eilten hinter ihrer Mutter durch die engen Gassen, wobei ihre Sandalen gegen die festgetretene Erde schlappten. Zerra und Francina waren voller Vorfreude auf diesen Abend – Trommler und gebratenes Wildschwein auf dem Marktplatz! –, und sie hatten vor, sich so schnell wie möglich davonzuschleichen. Doch zuerst musste Zerra ihrer Mutter etwas sagen.

Ihre Mutter schritt wie immer voran und erwartete, dass sie ihr folgten. Nicht weit vor ihnen lag eine Brücke zwischen zwei Häusern, und dahinter war schon die breite

Straße, die zum Marktplatz führte. Zerra konnte sehen, dass sich dort bereits ein lebhafter Strom festlich gekleideter Menschen bewegte, die sich auf einen schönen Abend freuten. Sie warf Francina einen bedeutungsvollen Blick zu – wenn sie jetzt nicht mit ihrer Mutter redeten, würden sie heute keine Gelegenheit mehr haben. Francina nickte ihr zu. Dann schlossen Zerra und sie zu Mirram auf und drängten sich neben sie.

»Was soll das?«, fragte Mirram gereizt. »Es ist zu eng für uns drei.«

Zerra begann ihre vorbereitete Rede: »Ma, es geht um Alex. Wir haben ein schlechtes Gefühl.«

»Ich gebe dir gleich ein schlechtes Gefühl, Zerra, wenn du weiter auf meinem Kleid herumtrampelst!«

Zerra fuhr hastig fort: »Ma, Alex gehört nicht zu uns. Sie sollte uns dankbar sein, aber sie ist es nicht. Und jetzt bringt sie uns alle in Gefahr.«

Mirram blieb verärgert stehen. Sie war schon lange nicht mehr ausgegangen, und über die zunehmende Sonderbarkeit ihrer Pflegetochter nachzudenken, war das Letzte, was sie jetzt wollte. »Was um alles in der Welt soll das heißen – Gefahr?«, fragte Mirram, obwohl sie das ungute Gefühl hatte, genau zu wissen, was Zerra meinte.

Zerra vergewisserte sich mit einem Blick, dass niemand in der Nähe war. »Alex macht Weissagungen«, sagte sie dann. »Mit ihren Karten. Du solltest sie anzeigen, Ma.«

»Alex anzeigen?«, wiederholte Mirram entsetzt. In Luma einen Menschen anzuzeigen, war schrecklich – es hieß, ihn den Schildwachen zu übergeben. Man würde Alex gefangen nehmen und in den berüchtigten Gewölbekellern unter der Stadt einsperren. Die meisten der Angezeigten sahen nie wieder das Tageslicht.

Diese Aussicht schien Zerra jedoch nicht zu stören. »Ja, Ma. Du solltest Alex anzeigen, bevor sie erwischt wird und

wir alle Schwierigkeiten bekommen.«

Mirram blickte sehnsüchtig auf den hellen Menschenstrom in der Straße vor ihnen. Sie konnte die Trommler vom Marktplatz hören und den Beifall der Zuschauer. Abscheu stieg in ihr auf. Warum waren ihre Töchter nur so kleinlich? Warum konnten sie nicht einfach über gewisse Dinge hinwegsehen, so wie sie? Und warum mussten sie ihr ausgerechnet jetzt damit kommen und einen vergnüglichen Abend ruinieren? Es war wirklich nicht fair. »Mal angenommen, ich zeige Alex an«, fauchte sie. »Was meint ihr, wer dann einkauft, kocht, wäscht, putzt und auf Louie aufpasst. Na?«

»Du?«, erwiderte Francina schwach.

Mirram schnaubte wie ein verärgertes Kamel. Ihre Töchter sahen schweigend zu, wie sie auf ihren kleinen, blauseidenen Pfennigabsätzen herumwirbelte, ohne ein weiteres Wort über die Brücke zur großen Straße marschierte und im schimmernden Menschenstrom untertauchte, der dem Klang der Trommler entgegenfloss.

Im Schatten der Brücke blickten die Schwestern einander an. »Ich hab doch gesagt, dass sie nicht auf uns hören wird«, raunte Francina.

»Dann müssen wir eben jemand anderen finden, der auf uns hört«, gab Zerra zurück. Und ohne auf eine Antwort zu warten, tauchte auch sie ein in den Menschenstrom.

Francina eilte ihr nach und gelangte mithilfe einiger fester Ellbogenstöße wieder an ihre Seite. »Wie meinst du das?«, fragte sie und hielt Zerra am Ärmel fest. »Du willst Alex doch nicht selbst anzeigen, oder?«

»Ich lasse mich jedenfalls nicht ins Gewölbe einsperren, nur weil Ma sich nicht um die Gesetze schert. Lass mich los.«

Doch Francina zog weiter. »Zerra, das kannst du nicht machen. Zerra, bitte!«

Zerra schüttelte ihre Schwester wütend ab. »Entweder sie oder wir, Francina. So einfach ist das.«

Francina hatte plötzlich das Gefühl, sie hätte einen Felsbrocken im Magen. Benommen ließ sie sich hinter Zerra von der Menge treiben, bis sie am Marktplatz wieder ausgespuckt wurden.

Der Marktplatz summt vor Aufregung. Oben auf der Bühne tanzten und sangen drei Trommler, während drei Flötenspieler sich wie Schlangen wanden und mit ihren hohen Tönen das tiefe, rhythmische Brummen eines Basses durchbrachen. Es sah wild und sorglos aus, doch der Anblick täuschte, denn oben im Torhaus stand eine Schildwache mit einem Fernglas und hielt nach Personen Ausschau, die sich verdächtig verhielten und möglicherweise heimlich Zauberei praktizierten.

Zerra steuerte auf das Torhaus zu, und Francina eilte ihr nach. »Zerra, bitte! Lass uns noch mal drüber nachdenken«, flehte sie.

»Da gibt es nichts nachzudenken«, entgegnete Zerra knapp. Sie blieb stehen und drehte sich zu ihrer Schwester um. »Es sei denn, du willst darüber nachdenken, in welchem Käfig du im Gewölbe hängen möchtest.« Damit wirbelte sie herum und marschierte weiter.

Francina fühlte sich, als hätte Zerra ihr eine Ohrfeige verpasst. Sprachlos blickte sie ihrer Schwester hinterher, die im Schatten des Torhauses verschwand, dann eilte sie ihr nach, während ihr hoch oben die blitzenden Linsen eines Fernglases folgten. Erst vor der orangefarbenen Tür mit der Aufschrift *Zutritt nur für Schildwachen* holte sie ihre Schwester ein. Zerra hatte bereits die kleine Luke neben der Tür geöffnet, in der sich die Glocke befand. Francina machte einen Satz und knallte die Luke wieder zu. »Zerra, bitte. Denk an Ma! Sie werden in ihr eine Mittäterin sehen.«

Zerra blickte ihre Schwester kühl an. »Tja, sie ist ja auch eine, oder etwa nicht? Sie hat eine Kartenzauberin in ihrem Haus aufgenommen.«

»Aber das wusste sie doch nicht«, wandte Francina ein, die unter dem Blick ihrer Schwester langsam der Mut verließ. Zerras dunkle Augen waren kalt und Furcht einflößend.

»Ach, wirklich?«, gab Zerra zurück. »Und warum hat Alex die Karten? Weil Ma ihr erlaubt hat, sie zu behalten. Ich sage dir, Francina, Ma hat es die ganze Zeit gewusst, seit Alex bei uns ist. Und da du die Ältere bist, hat sie dir bestimmt von diesen komischen Karten erzählt, und *du* hast es auch gewusst!«

»Nein!« Jetzt wurde Francina panisch. »Nein, Zerra! Ich habe nichts gewusst, ich schwöre!«

Statt einer Antwort klappte Zerra die Luke in der Wand wieder auf und zog an der Informantenglocke. Hoch oben im Turm hörte sie das leise *Bing*, das ihr Leben für immer verändern sollte. Francina hörte nichts – sie hielt sich ängstlich die Ohren zu.

Die Antwort kam augenblicklich. Die orangefarbene Tür öffnete sich, und dahinter erschien eine Schildwache: ein Mann mit strenger Miene und zurückgekämmtem Haar, einem Schreibbrett und einem Stift in der Hand. Francinas Kehle wurde eng. Er hat hinter der Tür gelauscht. Er hat gehört, wie ich Ma verteidigt habe, dachte sie. Leise, wie aus weiter Ferne, hörte Francina die Schildwache fragen: »Wie viele?«

»Drei«, erwiderte Zerra mit starrem Blick. »Ich möchte drei Personen anzeigen.«

Bei diesen Worten übergab sich Francina auf Zerras glänzende Schuhe.



4. Kapitel

Ein Klopfen an der Tür

In der kleinen Küche an der Rückseite des Hauses knetete Alex den Teig für das Gewürzbrot, während Louie die Schüssel mit den Fingern auskratzte und sie geräuschvoll abschleckte. Louie liebte es, mit Alex allein zu sein, ohne seine Schwestern und ihre boshaften Bemerkungen und ohne seine Mutter, die ihn wegen jeder Kleinigkeit ausschimpfte. Wenn er mit Alex allein war, war die Welt viel fröhlicher. Er sah zu, wie sie die Brotlaibe auf den tönernen Ofen legte, und fragte dann: »Können wir wieder mit den bunten Zauberkarten spielen?«

»Pssst!«, zischte Alex und zeigte zum vorderen Zimmer.

Louie schlug eine Hand vor den Mund. *Tut mir leid*, sagte er mit tonlosen Lippenbewegungen. *Ich hole den Pokkelsack*.

Alex grinste und zeigte ihm den erhobenen Daumen. Während Louie im Schrank unter der Spüle kramte, nahm Alex eine Handvoll Honigrosinen aus dem Glas, ging in die Stube und legte eine Spur bis zu dem Lehnstuhl, hinter dem Louie sich immer mit dem Pokkelsack versteckte. Es war eine eingespielte Routine, und sie funktionierte immer. Der Pokkel konnte Honigrosinen einfach nicht widerstehen, obwohl er wusste, dass er den Genuss mit ein paar Stunden in einem Sack bezahlen musste. Was allerdings nicht so schlimm war, da im Sack weitere Rosinen auf ihn warteten.

Alex ließ drei Rosinen in den Pokkelsack fallen – ein fester, mit Schafwolle ausgekleideter Beutel, um Geräusche zu dämpfen. Unter dem wachsamem Blick des Pokkels huschte Louie hinter den Stuhl, während Alex auf seinen Triumphschrei wartete. Er ließ nicht lange auf sich warten, da der Pokkel den ganzen Tag noch nichts zu fressen bekommen hatte.

Vorsichtig verstaute Alex den Sack samt Inhalt unter der Spüle, und dann gingen Louie und sie in die Stube und setzten sich auf den Teppich neben dem niedrigen Tischchen. Louie schaute aufmerksam zu, wie Alex die Karten aus ihrem Etui nahm und sie mischte. Das hatte sie schon viele Male mit Louie getan, doch heute fühlte es sich irgendwie anders an. Als die kleinen Sechsecke in ihrer Hand warm wurden, sprang sie auf und lief durch den Raum. Sie fühlte sich unsicher, als lief sie über Sand, der unter ihren Füßen wegrutschte. »Louie«, sagte sie, so ernst sie nur konnte, »du weißt, dass diese Karten ein richtig großes Geheimnis sind, ja?«

Boot. Geh. Papa kommt und findet dich. Versprochen.« Es kam ihr so vor, als hätte er sie ein zweites Mal verlassen.

Oben an der Hafentreppe blieb sie stehen und sah, wie ihr Papa sein kostbares Tau dem König gab, der gierig danach griff. Sie sah, wie ihr Papa von den spitzohrigen Schakalen die Treppe zum Dammweg hinuntergestoßen wurde – während Zerra hinterherdackelte –, und dann verlor sie ihn hinter der Mauer aus den Augen.

»Alex«, sagte Benn wieder.

Diesmal hörte Alex ihn. Sie drehte sich um. »Papa«, sagte sie. »Das war Papa. Mein Vater.«

Benn konnte es nicht glauben. »Aber das war doch der Spion. Vom Falkenreiter.«

»Als ich ihn durchs Fernglas gesehen habe, habe ich nichts gespürt«, murmelte Alex. »Warum habe ich nicht gemerkt, dass er mein Vater ist? Ich bin die ganze Zeit vor ihm weggelaufen.«

Benn schüttelte langsam den Kopf und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. »Deshalb ist Jay uns gefolgt ... Er wollte ihn zu uns bringen. Darauf wäre ich nie gekommen.«

»Ich wünschte, ich hätte es gewusst«, sagte Alex. »Er hatte das Tau, Benn. Er hatte das kostbare Tau, und er hat es weggegeben, um mich zu retten. Er hat es für mich getan.«

»Wow ...« Benn versuchte, sich vorzustellen, wie sein Vater etwas auch nur halb so Wertvolles weggab, um ihn zu retten, doch es gelang ihm nicht.

»Kommt«, sagte eine sanfte Stimme hinter ihnen. Sie drehten sich um und sahen eine kleine Frau mit zerzaustem Haar, gelben Gummistiefeln und einem langen Mantel, aus dessen Tasche ein bunter Oktopus hervorlugte. Die Frau legte einen Arm um Alex und sagte: »Er ist ein guter Mensch, dein Vater. Ein sehr guter Mensch. Aber seht euch an – ihr seid ja ganz verfroren und nass bis auf die Knochen.

Ab ins Warme mit euch! Ich habe ein hübsches Feuer im Ofen, und Palla hat bestimmt schon Wasser aufgesetzt.«

Alex ließ sich von der Frau die lange, gewundene Treppe zum Orakelfels hochführen. Bei jeder Biegung, von der man den Dammweg sehen konnte, blieb sie stehen, um ihrem Vater nachzublicken, der umzingelt von der Schakalerie von ihr fortging, weiter und weiter in Richtung der dunklen Granitfelsen von Rekadom.

Am Ende der Treppe war eine kleine Tür im Stein. Während die Frau am Riegel hantierte, erhaschte Alex einen letzten Blick auf den flatternden, roten Umhang ihres Vaters, bevor er in der Dunkelheit des Tunnels am Fuße der Klippen verschwand.

Als er nicht mehr zu sehen war, brach die Frau mit leiser Stimme das Schweigen. »Kommt herein, ihr Lieben«, sagte sie und stieß die verwitterte Tür auf. »Mein Name ist übrigens Deela Ming.«

»Ich bin Benn Markham«, sagte Benn. »Und das ist ...« Er verstummte, denn er merkte, dass er nicht das Recht hatte, für Alex zu sprechen.

Alex lächelte Deela an und nannte zum ersten Mal in ihrem Leben ihren echten Namen. »Ich bin Alex. Alex RavenStarr.«



Später an diesem Tag

Später an diesem Tag, als das Licht schwand, blickte Alex über die Köpfe einer Herde wolliger Oktopoden, wie ihr Vater sie genannt hätte, aus dem Fenster. Der Wind hatte die Wolken weggeblasen und den Himmel blank gefegt, und die goldenen Spitzen der drei Türme von Rekadom glänzten im orangenen Licht der Abendsonne. Alex dachte an ihren Vater und an die Gefahr, in die er sich freiwillig begeben hatte, nur für sie, und sie gab sich selbst ein Versprechen. Das nächste Mal würde ihr Vater sie nicht finden müssen. Das nächste Mal würde *sie ihn* finden.

Sie würde Hagos RavenStarr retten, ihn und das Tau, und dann würden sie gemeinsam das Land von den Jägern der

Dämmerung befreien. Für immer.